

Gossner

INFO

NEPAL
Hospital: Über Stock
und Stein

INDIEN
Rourkela: Adivasi leiden bis heute

SAMBIA
Naluyanda: Leben in einer Mondlandschaft



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

zunächst herzlichen Dank für all die Emails und Anrufe, die uns nach der ersten Ausgabe unserer Gossner-Info im neuen Gewand erreichten, und für all das Lob, das Sie uns ausgesprochen haben. Wir freuen uns über die Bestätigung und nehmen sie als Ermutigung, auf dem begonnenen Weg fortzufahren.

In der neuen Ausgabe werfen wir zunächst einen Blick zurück – fassungslos darüber, wie wenig aus den Lehren der Geschichte gelernt wird: Vor 50 Jahren wurden im indischen Bundesstaat Orissa 12.000 Adivasi für den Bau eines Stahlwerks in Rourkela zwangsumgesiedelt; bis heute haben sie keine echte Entschädigung erhalten, bis heute leiden sie unter den Folgen der Vertreibung – und erneut werden gigantische Werke in der Region geplant, und erneut fürchten die Adivasi, dass sie die Leidtragenden sein werden. Lesen Sie dazu Dieter Heckers Betrachtungen zur Konferenz in Rourkela.

Ein anderer Indien-Reisender, der Oldenburger Arzt Enno Heine, hat im Auftrag der Gossner Mission Beobachtungen aus dem Urwald-Krankenhaus Amgaon mitgebracht. Während hier sicherlich bald Veränderungen anstehen, hat das Hospital Chaurjahari in Nepal die Weichen für die Zukunft schon gestellt.

Und sonst? Wir beleuchten die weitere Entwicklung in Nepal und Sambia, erinnern an die Weltmissionskonferenz in Edinburgh und befragen unseren wiedergewählten Vorsitzenden Harald Lehmann zum Thema (Gossner) Mission.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

Ihre Jutta Klimmt, Presse- und Öffentlichkeitsreferentin



INDIEN

Rourkela: Vertriebene leiden bis heute	6
Amgaon: Mit neuem Konzept aus der Krise	8
100 Jahre Weltmissionskonferenz: Das Erbe von Edinburgh	11

NEPAL

Eindrücke: Die Wunden sind noch nicht vernarbt	14
Hospital Chaurjahari: Unterwegs zu den Menschen	16

SAMBIA

Naluyanda: Leben in einer Mondlandschaft	20
--	----

DEUTSCHLAND

Hartz IV: Unter dem Existenzminimum	24
Vorsitzender Lehmann: Weil Menschen Hoffnung in uns setzen	26



EDITORIAL	2
ANDACHT	3
IDEEN UND AKTIONEN	4
ZUGUTERLETZT	29
IMPRESSUM	31
PROJEKT	32

Die Erde ist des Herrn

„So große Ruhe träumt an Horizonten, wo abendgrau die tiefen Wälder ziehn.“ Seit Stunden ist dieses Gedicht in meinem Kopf. Dabei ist draußen ein wolkenloser Frühlingstag. Montag, 19. April.

Eigentlich müssten Geräusche ins Zimmer dringen, auch das Brummen der Flugzeuge, die wie silberne Insekten im Himmelsblau ihre Bahn ziehen. Aber alles ist still, seit drei Tagen schon. „Der Himmel hat frei“ stand in der Zeitung. Der isländische Vulkan mit dem unaussprechlichen Namen schafft etwas, was alle Entdecker der Langsamkeit nicht geschafft haben: Plötzlich ist das Tempo weg. Am Abend Bilder aus einem Flughafenterminal. Eine bizarre Landschaft ohne Menschen. Nur die Geisterstimme tönt: Bitte achten Sie auf Ihr Gepäck ...

Die Natur legt rund um den Globus den Betrieb lahm. Die Folgen sind bis in den Supermarkt und den Blumenladen spürbar. In Kenia werden die verdorbenen Rosen und Bohnen entsorgt, die für die Märkte in Europa bestimmt waren und nicht ausgeliefert werden können. Ein gewaltiger Verlust für die Wirtschaft Kenias. Hunderte von Frauenarbeitsplätzen sind bedroht. In einer Klinik können Patienten nicht operiert werden, weil bestimmte Geräte nicht geliefert werden können.

Jetzt erst merkt man hautnah, wie viele Wirtschaftsgüter und Waren des täglichen Bedarfs unaufhörlich mit Flugzeugen rund um den Globus transportiert werden; von den Menschen, die unterwegs sind, ganz zu schweigen!

Ein Gedankenexperiment: Wie wäre es, wenn durch den lahmgelegten Flugverkehr der unmittelbare Kontakt zu Menschen in fernen Ländern für längere Zeit unterbrochen würde? Wenn es wäre wie vor zweihundert Jahren, als weniger Menschen länger unterwegs waren? Keine Touristen auf den Seychellen. Keine Keniabohnen auf deutschen Tischen. Keine Konzerne, in deren Auftrag Urwälder für Monokulturen abgeholzt werden. Kein Export von Rüstungsgütern in Schwellen- und Entwicklungsländer. Aber auch keine Interventionsmöglichkeiten bei bewaffneten Konflikten und keine globale Hilfe für Haiti und andere Katastrophengebiete. Wie wäre das, wenn wir alle eine Auszeit voneinander nehmen müssten,

auch wir bei der Gossner Mission: wir von den christlichen Freunden in Indien oder Sambia – und sie von uns?

Für eine Weile wäre so ein Urlaub vom Rest der Welt vielleicht gar nicht schlecht. Niemand würde dem anderen hineinreden können in diesen Angelegenheiten. Zeit haben, sich auf sich selbst zu besinnen: ein schöner Gedanke. Mehr aber auch nicht. Es gibt kein Zurück. Die Welt ist ein Dorf geworden, und es hat neben den schwierigen auch viele gute Seiten, dass auch ferne Menschen uns so nahe kommen können, als wohnten sie um die Ecke.

Bald werden die Flugzeuge wieder uneingeschränkt die Erde umrunden. Aber wir haben gemerkt: Sie gehört uns nicht. Die Erde ist des Herrn (Psalm 24,1). Wir sind wieder einmal auf die Grenzen gestoßen worden, die uns gesetzt sind. Ein Vulkan macht's möglich.

**Oda-Gebbine
Holze-Stäblein,**
Kuratorin der
Gossner Mission



Die Erde
ist des Herrn



— AUF REISEN

Spannende Tage in Indien und Sambia

Anstrengend, aber spannend! So kurz und knapp lassen sich die Begegnungsreisen beschreiben, die im Frühjahr zur Gossner Kirche in Indien (oben) bzw. zu Projekten der Gossner Mission in Sambia führten. Kompetente Reiseleiterinnen waren **Ursula Hecker** bzw. **Friederike Schulze**, beide früher Länder-Referentin der Gossner Mission und zeitweilig im jeweiligen Land zu Hause.

Für den Herbst sind **weitere Gossner-Begegnungsreisen geplant**: mit Ursula Hecker nach Indien (es wird voraussichtlich die letzte von ihr geführte Indienreise sein) und mit Dorothea Friederici nach Nepal (28.09. – 18.10.2010, rund 1600 Euro).



Interesse? Dann erfahren Sie mehr unter: mail@gossner-mission.de

— VOR ORT

Gemeindefest Wiesbaden: Sambia im Mittelpunkt

Seit vielen Jahren gibt es enge Kontakte zwischen der **Ver-söhnungsgemeinde Wiesbaden** und der Gossner Mission. Zum Gemeindefest im April war Gossner-Direktor **Dr. Ulrich Schöntube** zu Predigt und nachmittäglicher Gesprächsrunde eingeladen. Thema war natürlich die Gossner-Arbeit in Sambia, für die auch dieses Mal wieder eine stattliche Summe zusammenkam: 650 Euro Erlös gehen von Wiesbaden nach Sambia.

— ZU BESUCH

Drei Frauen von der Gossner Kirche in Deutschland

Zur **Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes**, die vom 20. bis 27. Juli in Stuttgart stattfindet, sind auch Besucherinnen aus Indien eingeladen: **Sheila Lakra, Mahima Topno and Alice Ddungu** (Foto) von der Gossner Kirche werden zu den 418 Delegierten aus 140 Kirchen gehören, die in Stuttgart unter dem Motto „Unser tägliches Brot gib uns heute“ zusammenkommen und über die Geschicke des LWB beraten. Zuvor aber werden die drei Frauen ab 22. Juni befreundete Gemeinden und Gruppen der Gossner Mission in Deutschland besuchen. Das detaillierte Besuchsprogramm wird in der Lokalpresse und auf der Gossner-Homepage bekannt gegeben werden.



Infos: www.gossner-mission.de und <http://www.lwb-vollversammlung.org>



— AKTION

**Ökumenischer Kirchentag:
So schön bunt hier!**

Sie waren heiß begehrt und fielen ins Auge: Insgesamt sechs bunte Bänder konnte erringen, wer beim Ökumenischen Kirchentag an allen sechs Mitmach-Stationen des Missionsstandes aktiv wurde. Und die leuchtend flatternden Bänder – meist am Handgelenk befestigt – fielen sogar im Trubel von München her?!“,



auf: „Wow, wo hast du die denn
mussten sich die glücklichen
„Band-Träger“ überall fragen lassen ...

Intention der Missionswerke aber, die für den ÖKT wieder einen Gemeinschaftsstand vorbereitet hatten, an dem auch die Gossner

Mission zu finden war, war es, auf

ihre Arbeit und auf die Anliegen ihrer deutschlandweiten Kampagne hinzuweisen: „mission: Gottes willen der Welt zuliebe“. Auf 250 Quadratmetern präsentierten sich auf der so genannten Agora gemeinsam die evangelischen Missionswerke, die die Kampagne „mission.de“ verantworten, das katholische Werk missio, die ökumenische Kampagne „Club der guten Hoffnung“ und der Würzburger Partnerkaffee. Das gemeinsame Motto, das auch gleich für den Gesprächsstoff am Stand sorgte, lautete dieses Mal: „Mission –

um
Gottes willen der Welt zuliebe“. Auf 250 Quadratmetern präsentierten sich auf der so genannten Agora gemeinsam die evangelischen Missionswerke, die die Kampagne „mission.de“ verantworten, das katholische Werk missio, die ökumenische Kampagne „Club der guten Hoffnung“ und der Würzburger Partnerkaffee. Das gemeinsame Motto, das auch gleich für den Gesprächsstoff am Stand sorgte, lautete dieses Mal: „Mission –
Geht doch!“



i Mehr dazu:
www.gossner-mission.de

— AUSSTELLUNG

Zum Perspektivwechsel aufgefordert

„Perspektivwechsel: Schaut doch mal nach Indien!“ Unter diesem Motto wurde in der Dorfkirche zu Golzow (Brandenburg) eine Ausstellung eröffnet, in der Pfarrerin Beatrix Spreng junge Menschen aus Indien vorstellt – mit Foto, Beruf, Schicksal und Zukunftswünschen. Untertitel der Fotos, die sie selbst aufgenommen hat: „Zwischen Traum und Ausichtslosigkeit“. Zu diesem Thema möchte die Pfarrerin, die 2009 vier Wochen lang die Gossner Kirche besucht hat, gerne hier in Deutschland ins Gespräch kommen. Weitere Aktionen sind geplant.

— SPENDENPROJEKT

„Madame 10 Prozent“ will unerkannt bleiben

Lippe hilft: So lautet das Motto des Lippischen Freundeskreises, unter dem er nun schon zum dritten Mal dazu aufruft, ein Gossner-Projekt in Indien zu unterstützen. Es sollen mindestens 5000 Euro für den geplanten Ausbau einer **Gesundheitsstation in Assam** zusammenkommen. Besonderer Clou dabei: Alle Spenden, die im Rahmen dieser Aktion bei der Gossner Mission eingehen, werden von einer lippischen Spenderin, einer unbekanntenen „Madame 10 Prozent“, deren Name nicht genannt werden soll, weiter aufgestockt, so dass bei jeder Spende die tatsächliche Hilfe um 10 Prozent steigt!

Insgesamt werden für die Gesundheitsstation rund 14.000 Euro für drei Jahre benötigt. Auch Spenderinnen und Spender außerhalb Lippes können das Projekt unterstützen.

Spendenkonto:

Gossner Mission, Konto 139
300, EDG Kiel, BLZ 210 602 37,
Kennwort Gesundheit Assam

Vertriebene leiden bis heute

50 Jahre Stahlwerk Rourkela – Auf Konferenz auch neue Großprojekte angesprochen

Von Dieter Hecker

50 Jahre nach dem Bau des Stahlwerkes von Rourkela, dem deutschen Vorzeige-Entwicklungsprojekt in Indien, kämpfen wieder Ureinwohner um den Erhalt ihrer Dörfer. Denn im Zuge einer neuen Runde der Industrialisierung von Jharkhand planen die Stahlgiganten neue Werke, die Tausende Hektar von Adivasi-Land benötigen. Indes melden sich auch die damaligen Vertriebenen von Rourkela zu Wort.

Rourkela: Was in den deutschen Schulbüchern lange einseitig als Modell einer großartigen Leistung der deutschen Entwicklungshilfe dargestellt wurde, hat mehr als

Es gab keine Wasserversorgung und keine Infrastruktur: keine Schulen, keine Verkehrsanbindung, keine Gesundheitsfürsorge. Und das Land war oftmals zur Bebauung nicht geeignet. Viele der Betroffenen wussten überhaupt nicht, wie ihnen geschah. Auch die gemachten Versprechen in Bezug auf Jobangebote in dem neuen Stahlwerk erwiesen sich als trügerisch, denn überwiegend handelte es sich nur um Hilfsarbeiterstellen, während das Gros der Angestellten von außerhalb kam.

Man kann zur Entschuldigung anführen, dass



20.000 Adivasi ihr Land, ihre angestammte Umwelt und ihren Lebensunterhalt gekostet. Viele Familien erhielten nur einen lächerlichen Betrag als Entschädigung. Und da sie den Umgang mit Geld nicht gewohnt waren, war dieses oft schnell unter den Fingern zerronnen. Wo Land als Kompensation angeboten wurde, wurden die Familien damals auf Lastwagen verladen und weit entfernt im Dschungel abgesetzt mit dem Hinweis, dass sie sich hier neue Felder anlegen könnten.

es zu Beginn der Industrialisierungsphase der indischen Nehru-Regierung wenig Erfahrung mit solchen Großprojekten gab. Das entschuldigt aber nicht, dass auch nach Jahren und Jahrzehnten das offenkundige Unrecht nicht nachträglich wieder gutgemacht wurde. Die Adivasi-Familien haben noch heute unter den Folgen der Vertreibung zu leiden. Die ihnen versprochenen Infrastrukturmaßnahmen wie Trinkwasserversorgung, ausreichende Schulen und eine erreichbare Gesundheitsfürsorge sind immer noch nicht gewährleistet. An Stromversorgung ist nicht zu denken.

Auf die Konferenz nun hatte der katholische Jurist und Sozialwissenschaftler Father Celestine Khakha, selbst Adivasi, seit Jahren hin gearbeitet. Studien waren erstellt worden, Gruppen kontaktiert und vor allem noch heute lebende Betroffene und ihre Familien eingeladen worden, um selbst über ihre Erfahrungen zu berichten. Von der Adivasi-Koordination Deutschland, deren Mitglied auch die Gossner Mission ist, war Vorarbeit in Deutschland geleistet worden. Zudem nahmen sechs Mitglieder an der Konsultation teil, um an die bleibende Verantwortung der Deutschen zu erinnern. Vertreter des Stahlwerks und der deutschen Botschaft in Delhi hatten dagegen abgesetzt.

Das neuerliche Interesse an Rourkela hat mehrere Gründe. Gerade jetzt sollen größere Flächen von Überschussland von damals („Surplus Land“) zu einem horrend höheren

früher geplanten Koel-Karo-Staudamm entfernt, ist ein neues Großprojekt auf der Grünen Wiese geplant (Greenfield Steel Plant). Die jetzigen Planungen – neben dem Stahlwerk sollen auch eine Wohnstadt und ein Staudamm am Karo-Fluss oberhalb von Govindpur entstehen – würden wiederum die Enteignung von Tausenden Hektar Land bedeuten.

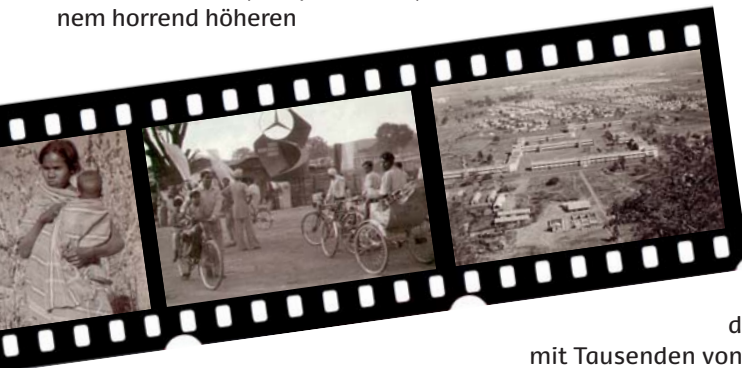
In Marcha versammelten sich etwa 60 bis 80 Vertreter aus den umliegenden Dörfern und zeigten sich fest entschlossen, ihr Land nicht freiwillig zur Verfügung zu stellen: „We are prepared to give our lives, but not our land!“ („Wir sind bereit, unser Leben zu geben, aber nicht unser Land!“) Die beiden Pfarrer der Gemeinde nahmen an der Versammlung teil, und es ist in der Gossner Kirche eine heiße Diskussion

darüber im Gange, wie weit die Kirche diese Widerstandsbewegung unterstützen kann.

Denn viele – auch Adivasi – fragen sich andererseits, ob man sich im Sinne einer modernen Entwicklung

mit Tausenden von Arbeitsplätzen in Jharkhand nicht eher dafür einsetzen sollte, den Adivasi eine angemessene Beteiligung zu sichern. Dazu gehörten eine ausreichende Kompensation für die Betroffenen und zuvor die Ausbildung von möglichst vielen Jugendlichen in technischen Berufen, um ihnen eine angemessene Beteiligung am Fortschritt zu sichern, da die Unternehmen ohnehin nicht aufzuhalten seien. Diese gegensätzliche Haltung wiederum lähmt den Widerstandswillen der Dörfer und wird mit Argwohn betrachtet. Die Gossner Mission wird mit der Gossner Kirche darüber im Gespräch bleiben müssen und den Stimmen der Betroffenen in Deutschland Gehör verschaffen. ■

Mit deutscher Hilfe wurde in den 1950er Jahren ein modernes Hütten- und Stahlwerk in Rourkela (Bundesstaat Orissa) gebaut. Dafür wurden 80 km² Land in Beschlag genommen, auf dem überwiegend Adivasi lebten. 12.000 Menschen wurden zwangsumgesiedelt. (Fotos: Manfred Tiefensee)



Preis frei verkauft werden. Damals wurde viel zu viel Land enteignet, das niemals für das Stahlwerk gebraucht wurde. Die Bewegung fordert jetzt die Rückgabe dieses Lands an die ursprünglichen Adivasi-Besitzer, denn es ist damals nur für das öffentliche Interesse und nicht für privaten Profit enteignet worden. Und zudem führt die allgemeine Diskussion über neue Großprojekte die Geschädigten von damals und die Bedrohten von heute zusammen.

Denn Arcelor-Mittal, Tata, Esser und Jindal planen erneut, gigantische Stahlwerke in der Region zu bauen. In Marcha, einem alten Zentrum der Gossner Kirche in Jharkhand, nicht weit von dem



Dieter Hecker war Indien-Referent und Direktor der Gossner Mission und nahm als Mitglied der Adivasi-Koordination Deutschland an der Konferenz in Indien teil.

Mit neuem Konzept aus der Krise

Krankenhaus Amgaon sucht Weg in die Zukunft

Text und Fotos: Enno Heine

Um 8 Uhr morgens schallen Choräle durch den Innenhof des Amgaon-Hospitals und darüber hinaus in Felder und Wald hinein. Morgenandacht, Dienstbesprechung und dann Arbeitsbeginn in dem kleinen Urwaldkrankenhaus: Auf das Arztehepaar Horo wartet ein langer Tag. Aber was wird die Zukunft bringen?

Früh um acht sitzen schon einige Patienten in der Ambulanz des Krankenhauses: Mütter, deren Kinder Bronchitis, Durchfall oder Malaria haben; ein Mann, der im Rahmen des Tuberkuloseprogramms neue Medikamente bekommt; im Verbandsraum müssen einige alte Wunden oder Abszesse gereinigt und verbunden werden.

Während sich seine Frau um die Ambulanz kümmert, hat Dr. Christ Vijay

Horo schon vor der Morgenandacht einige Krankenhausbeschäftigte für die Arbeit in den Krankengärten eingeteilt und sich inzwischen auf Visite begeben. Ein achtjähriger Junge mit einer sogenannten cerebralen Malaria (die auch Lähmungen verursachen kann) und ein Mann mit recht ausgedehnten Verbrennungen sind die schwersten Fälle in den gut erhaltenen, aber zurzeit weitgehend leeren Patientenzimmern.

Zehn Tage sind wir hier zu Besuch, um zusammen mit dem Ehepaar Horo und verschiedenen Mitarbeitern der Gossner Kirche, Träger des Hospitals,



eine Bestandsaufnahme zu machen und darüber nachzudenken, wie sich das kleine Buschkrankenhaus weiterentwickeln kann. Vor 53 Jahren von der indischen Gossner Kirche unter kräftiger Mithilfe aus Deutschland in unwegsamem Gebiet im Bundesstaat Orissa gegründet, hat sich hier viel geändert. Heute sind der Ort Amgaon, auf Deutsch „Mangodorf“, und das gleichnamige Krankenhaus über eine Teerstraße mit ländlichen Kleinbussen gut erreichbar.

Außerdem hat die indische Regierung einiges getan, um die Versorgung der Landbevölkerung zu verbessern und einen Gesundheitsposten („Health Center“) in etwa 20 bis 30 Kilometer Entfernung eingerichtet. Dort versuchen viele Patienten erst mal, kostenfrei Hilfe zu bekommen, auch wenn häufig Medikamente oder Personal fehlen oder auch mal „geschmiert“ werden muss. Andere Patienten, die früher lange und beschwerliche Wege zurücklegen mussten, können heute ihre infektiösen Krankheiten zu Hause auskurieren, nachdem sie den Arzt konsultiert und ihre Medikamente im Krankenhaus bekommen haben, und müssen nicht mehr wie früher tagelang in Amgaon gepflegt werden. So ist das Krankenhaus in Amgaon zwar sehr beliebt wegen des engagierten und zuverlässigen Personals, aber vor allem im stationären Bereich nicht mehr sehr stark ausgelastet.

Das Ehepaar Horo zeigt uns das Krankenhaus bis in den letzten Winkel: Es gibt ein recht gut ausgelastetes Labor, ein gut funktionierendes Röntgengerät, saubere OP-Räume und ein Ultraschallgerät. Dieses ist eine echte Hilfe: Ist mit einer Schwangerschaft alles in Ordnung, oder handelt es sich um eine komplizierte Eileiterschwangerschaft mit Blut im Bauch? Handelt es sich um eine übervolle Blase oder einen Unterbauchtumor? Man merkt, dass etliche Patienten eigens gekommen sind, weil sie gehört haben, dass man ihnen



Stromausfall: Die äußeren Umstände sind auch heute oft noch schwierig in Amgaon. Enno Heine leuchtet Dr. Madhumati Horo.

hier in Amgaon mit dem Ultraschall helfen kann.

Das engagierte Arztpaar Horo hat eine gute allgemeinmedizinische Ausbildung und darüber hinaus gute Kenntnisse in „public health“, d. h. die beiden wissen, wie man gerade auf dem Lande Menschen zu gesunder Ernährung, Vorsorgeuntersuchungen, Impfungen usw. anhalten und anleiten kann. So haben sie auch vor, in einigen Nachbardörfern kleine Gesundheitsstationen aufzubauen. Leider fehlt ihnen aber Erfahrung im Operieren, und so müssen Patienten zu Operationen ins nächste Regierungskrankenhaus in die Kreisstadt Deogarh etwa eine Stunde weit fahren. Da dieses aber einen schlechten Ruf hat, wählen viele Menschen den vierstündigen Weg nach Rourkela in ein dortiges katholisches Krankenhaus. Da wäre es schon sinnvoll, wenn ein Kaiserschnitt oder eine Blinddarmoperation gleich in Amgaon durchgeführt werden könnten.

Das Ärztteehepaar Horo hat bereits einiges unternommen, um die Arbeit effizienter zu gestalten. Nun entwickeln wir in langen Gesprächen, die manchmal das Abendessen bis Mitternacht ausdehnen, weitere gemeinsame Pläne und Ideen für das Krankenhaus: In den ersten Monaten soll ein Internetan-



Blumen zum Abschied: Die deutschen Gäste mit Hospital-Mitarbeitenden. Vorne rechts: Arztehepaar Horo.

schluss für die zwei vorhandenen Computer beschafft werden. Über ein Handymodem heute kein Problem – und die Kommunikation mit wichtigen Kontakten, nicht zuletzt auch mit Deutschland, würde entscheidend verbessert. Die Basisgesundheitsarbeit in den benachbarten Dörfern soll ausgebaut werden. Die Ärzte wollen zudem ihre Erfahrungen im Operieren durch geeignete Kurse so ausbauen, dass sie einfache Operationen und vor allem Geburten per Kaiserschnitt durchführen können. Es gibt auch den Vorschlag, die benachbarten Diakone der Gossner Kirche mit einer Basisgesundheitsausbildung zu versehen.

Alle diese Wege führen zu einer besseren Auslastung der Personalkapazitäten. Vor allem aber wird mehr fachliche Erfahrung und Unterstützung im Management gebraucht, um sich als kleines christliches Krankenhaus durchzusetzen. Das Ehepaar Horo würde es begrüßen, in ein entsprechendes christliches Netzwerk eingebunden zu werden, da sich für die Gossner Kirche die Verwaltung ihres einzigen Krankenhauses sehr schwierig darstellt.

Während vor 50 Jahren jeder in der Region Amgaon glücklich war über den Bau des Krankenhauses, gibt es inzwischen viele Gesetze und Vorschriften, die beim Betreiben beachtet werden müssen. Ärzte und Schwestern benötigen Fortbildungen, und der Besuch

von Fachärzten wäre eine große Hilfe. Dagegen gibt es in Amgaon zu viele ungelernete Kräfte, die auch nicht weiterqualifiziert werden können. Ihre Personalkosten sind zwar nicht hoch, aber ihre Wohnungen müssen unterhalten werden.

Während früher das Budget solcher Krankenhäuser fast völlig auf Spenden basierte, bestreiten heute vergleichbare christliche Krankenhäuser die tägliche Arbeit aus eigenen Einnahmen, und die Spenden werden für Anschaffungen, Projekte, Neubauten oder Renovierungen eingesetzt. Patienten, die es sich leisten können, bezahlen; aber wer arm ist, soll in einem christlichen Haus auch ohne Geld eine gute Behandlung bekommen – die korrekte Umsetzung dieses Ziels erfordert ein sehr geschicktes Management.

Wir können uns in Amgaon davon überzeugen, dass alle Spenden sowie die Einnahmen aus Patientengebühren und Landwirtschaft bis ins Kleinste korrekt abgerechnet werden. Trotzdem: Es fehlt an eigenen Einnahmen. Und so werden Veränderungen unausweichlich sein.

Mit Blumengirlanden und Gesängen werden wir von den Mitarbeitenden nach zehn Tagen herzlich verabschiedet. Eine gute Truppe, sehr motiviert in ihrem christlichen Dienst in einer ländlichen Region, aber auch mit dem Wunsch nach einem langfristigen Konzept für ihr Krankenhaus. Nun ist die Gossner Kirche gefragt. ■



Der Oldenburger Gynäkologe **Enno Heine**, der sich mit seiner Frau Marianne vier Wochen in Indien aufhielt, wurde von der Gossner Mission mit der Beratertätigkeit in Amgaon betraut.

Das Erbe von Edinburgh

Geprägt vom Geist der Einheit: Vor 100 Jahren fand die Weltmissionskonferenz statt

Von Dr. Ulrich Schöntube

Im Juni 1910 fand in Edinburgh die Weltmissionskonferenz statt. Viele Gedanken der Versammlung wiesen den Weg in die später entstehende ökumenische Bewegung. Manches gehört wiederum ganz in die Welt des 19. Jahrhunderts. Grund genug, sich an das ambivalente Erbe 100 Jahre später zu erinnern.

Es sei die „eindrucksvollste Versammlung seit der Reformation ..., ja seit der Zeit Christi“ gewesen. So schätzt Missionar Paul Hertzberg die Missionskonferenz in Edinburgh rückblickend in der damaligen Missionszeitschrift der Gossner Mission ein. Paul Hertzberg war einer von zwei Delegierten der Gossnerschen Missionsgesellschaft.

In der Tat war die Größe der Versammlung in der Geschichte der Christenheit einmalig. Allein aus den Missionsgesellschaften aus Europa und Amerika waren 1350 Delegierte angereist. Auch Vertreter der sogenannten jungen Kirchen, auch aus Indien, waren anwesend. Während der zehn Konferenztage lief in Edinburgh ein Begleitprogramm, an dem täglich bis zu 6000 Menschen teilnahmen. Die Zahlen sprechen für sich. Doch das eigentlich Eindrucksvolle war der Geist der Einheit. „Erstaunlich war die Verschiedenheit, aber noch erstaunlicher die Einheit“, schrieb ein Augenzeuge.

Dieser Geist der Einheit wurde auch durch die kreisförmige Sitzordnung deutlich, in der die versammelte Gemeinschaft ihrer selbst ansichtig wurde. Dieser Geist der Einheit war durch die

Stimmung getragen, dass jetzt, wirklich jetzt (!), der Zeitpunkt gekommen sei, durch gemeinsames Handeln die Welt zu christianisieren. Die technischen Errungenschaften der Zeit, wie Eisenbahn, Telegraphie und Luftschiffahrt, hatten sicherlich zu dieser Hochstimmung beigetragen.

Der Konferenz ging ein mehrjähriger Studienprozess voraus, in dem u. a. akribisch Daten über die missionarische Ausbreitung des Christentums auf der ganzen Welt gesammelt und ausgewertet wurden. Dieses Zahlenmaterial – Hertzberg erwähnt dies eigens vor 100 Jahren – belege eindeutig, dass sich

LITERATURHINWEIS

Wege nach Edinburgh

In einer neuen Publikation des Dachverbandes EMW haben sich 28 Autor/innen aufgemacht, „Wege nach Edinburgh“ zu beschreiten. Damit versuchen sie eine Standortbestimmung im Dialog mit der ersten Weltmissionskonferenz 1910. Die dabei profilierten Fragen und Antwortversuche zeigen, dass nicht wenige der bereits vor 100 Jahren verhandelten Themen ihre Relevanz für die Gemeinschaft der weltweiten Christenheit nicht verloren haben.

Weltmission heute Nr. 68: Wege nach Edinburgh. Hamburg 2010 (Kostenlos; um eine Spende von 6 € wird gebeten.) Zu beziehen über: www.emw-d.de

weltweit gesehen eine Trendwende andeute. Denn es gebe nun genauso viele Missionare in den Missionsfeldern wie einheimische Pfarrer, „eingeborene Ordinierte“, wie er sie nennt. Damit wird deutlich, dass die Väter und Mütter der Konferenz (es waren nur 18 Frauen unter den Delegierten) sehr wohl sahen, dass die eigentliche Arbeit der Mission durch einheimische Kräfte getan wird.

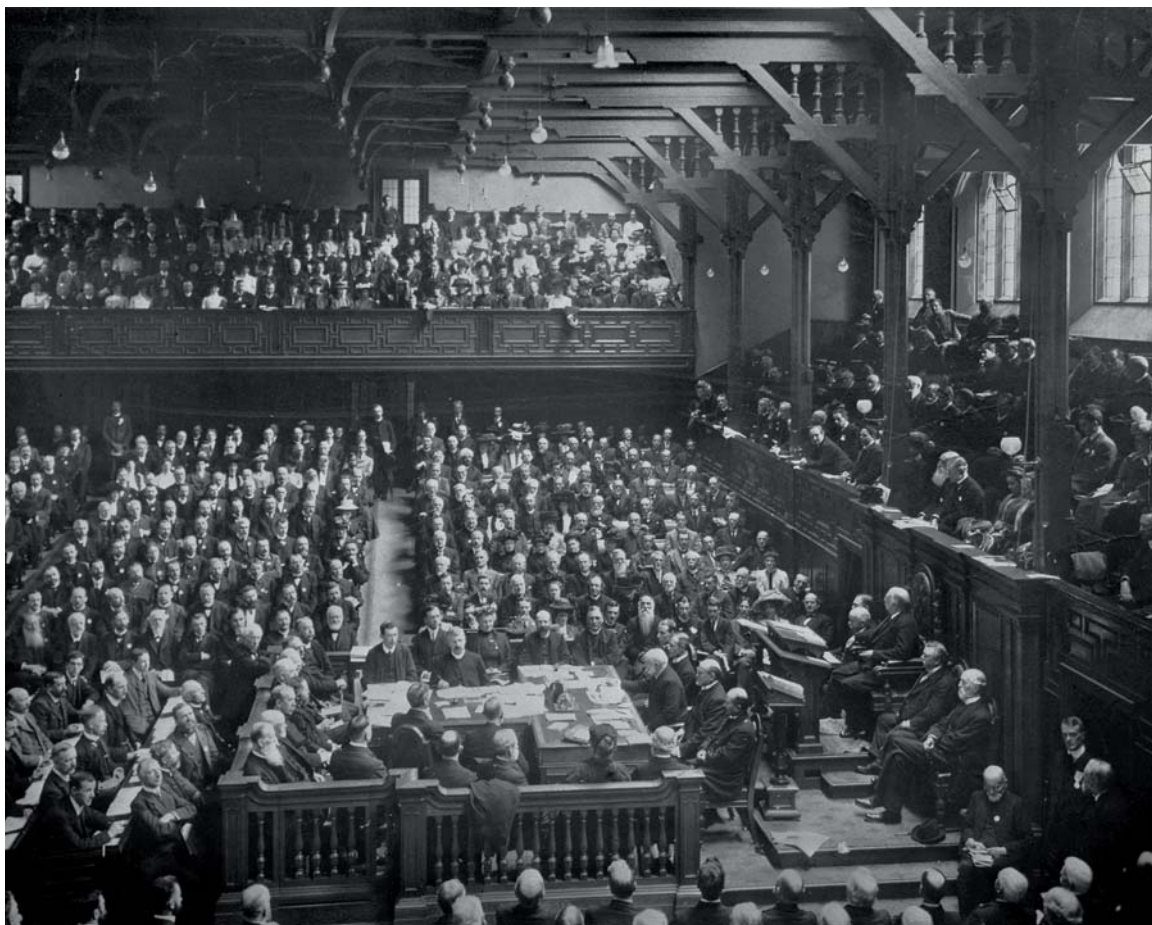
Man weiß sich also durch einen bisher so nie erfahrenen Geist der Einheit getragen, der in eine differenzierte Arbeitsteilung mündet. Demzufolge gibt es auch eine geteilte Schlussbotschaft, eine an die ganze Welt und eine an die jungen und entstehenden

„Erstaunlich war die Verschiedenheit, aber noch erstaunlicher die Einheit.“

Kirchen. Beide Dokumente enthalten Aspekte, die bis heute eine Herausforderung für Kirche und Mission darstellen.

Der Kern der Botschaft an die Welt ist, dass es nicht allein um ökonomische Mittel für Mission gehen kann. Sondern „wir (!) bedürfen vor allem eines tieferen Bewusstseins unserer Verantwortlichkeit vor dem allmächtigen Gott, der uns die große Aufgabe der Evangelisation der Welt anvertraut hat“. Dies sei keine Spezialaufgabe von Missionsgesellschaften oder jungen Kirchen, sondern „sie ist jedem einzelnen Gliede der Familie Gottes gestellt... Bist Du Christ, so hast auch Du Teil an dieser Aufgabe.“

Plenum in Edinburgh 1910: Vom Geist der Einheit getragen.



Keineswegs meinten die Teilnehmer der Konferenz, Mission habe nur etwas mit der Christianisierung ferner Nationen zu tun. Nein, bereits in der eigenen Haltung des

Glaubens, in der wir „neue Erfahrungen von der Gnade und Macht Gottes für uns selbst machen“, wenn man so will in der Begegnung vor der eigenen Haustüre, beginne die Aufgabe der Mission als Teil einer weltweiten Bewegung Gottes. Es wäre gewiss interessant, dieses sich hier ankündigende moderne Missionsverständnis im Blick auf unsere Zeit und das in der Reformdebatte sich andeutende Konzept von Mission zu diskutieren.

Die jungen Kirchen werden damals ermutigt, nach eigenen kulturgemäßen Ausdrucksformen des Glaubens zu suchen. „Das Wort Gottes, das eure Leute überzeugen soll, muss euer Wort sein“ heißt es kurz in der Schlussbotschaft an die Kirchen in den Missionsfeldern. Dass die Gossner Mission in ihrem damaligen Missionsfeld in Indien ähnliche Ziele verfolgte, zeigt sich nicht nur in der frühen Ordination des ersten Adivasi-Pfarrers Nathanael Tuyu, des Vaters der ersten einheimischen christlichen Glaubenslieder, der Bajans. Dies zeigt sich auch in der Übersetzung der Bibel durch den Missionar Nottrott in die Adivasi-Sprache Mundari, die keineswegs zufällig im selben Jahr erschien.

Dass wir als Christen vor Ort Instrument einer weltweiten Bewegung der einen Mission Gottes sind und dass wir unsere je eigene Sprache in Wort und Tat finden müssen, darin besteht das allgemeine und heute noch gültige Erbe der Weltmissionskonferenz. In vielen weiteren Fragen, wie beispielsweise dem Umgang mit anderen Religionen oder dem Vertrauen auf die Eigenständigkeit der jungen Kirchen ist die Welt-

missionskonferenz aus heutiger Sicht durch ein eigentümliches Nebeneinan-



Edinburgh 2010

WITNESSING TO CHRIST TODAY

der von Gedanken geprägt.

Einige gehören in die Welt des 19. Jahrhunderts, und andere haben in der beginnenden ökumenischen Bewegung eine große Prägekraft entfaltet. Beispielsweise wird das Christentum einerseits als absolute Religion gesehen, das einem „altersschwach gewordenem Heidentum“ gegenüberstehe, das es zu erobern gelte. Andererseits wird intolerante Ablehnung anderer Religionen in den Konferenzakten als „unweise und ungerecht“ bezeichnet und betont, dass die Fülle des christlichen Glaubens erst erscheine, wenn ein Dialog mit anderen Kulturen und Religionen stattfindet. Ähnliches lässt sich in dem Verhältnis zu den Partnerkirchen beobachten. Es war kaum vorstellbar, dass eine junge Kirche allein existieren könne, da sie ohne den anwesenden Missionar „in Streit“ versänke. Andererseits wird den jungen Kirchen die Verkündigung des Evangeliums authentischer zugetraut.

Gewiss ist die Euphorie der Weltmissionskonferenz in den Wirren des Ersten Weltkriegs untergegangen. Aber der Geist der Einheit ist auch für unsere Zeit heilsam und über den laufenden Studienprozess „Edinburgh 2010“ hinaus zu bedenken, besonders im Blick auf die eigene kirchliche und missionarische Existenz. ■



Dr. Ulrich Schöntube
ist Direktor und
Indienreferent der
Gossner Mission.

Die Wunden sind noch nicht verheilt

Pfarrerin Wentz aus Bergkirchen im Gespräch

Seit 1996 gibt es eine enge Verbindung zwischen den evangelischen Gemeinden Bergkirchen in Lippe und Sagarmatha in Kathmandu. Cornelia Wentz, die Bergkirchener Pfarrerin, war nun zum ersten Mal gemeinsam mit einer Gruppe in Nepal.

? Erzählen Sie uns von der Partnerschaft zwischen Sagarmatha und Ihrer kleinen Gemeinde in Bergkirchen.

1996 brach eine erste Gruppe aus Bergkirchen auf, um Projekte der Vereinigten Nepalmission (United Mission to Nepal, UMN) zu besuchen, und dabei entstand der Kontakt zu einer Gemeinde von engagierten Christen in Kathmandu. Gegenbesuche von Nepal folgten, und so sprang der Funke über. „Wie lebt ihr in eurer – uns so ganz fremden – Welt euren Glauben?“ Das war eine Frage, die uns tief bewegte. Wir haben die zehn Jahre Bürgerkrieg in Nepal durch unsere Geschwister dort mitbekommen, haben internationale Zeitungsmeldungen verfolgt, für unsere Freunde gebetet und haben versucht, politisch Einfluss zu nehmen, damit Konfliktlösungen gefunden wurden.

? Wie halten Sie die Verbindung über Tausende Kilometer hinweg zu Menschen, die einer ganz anderen Kultur angehören?

Meistens kommunizieren wir über Emails miteinander, schicken uns Neuigkeiten und auch mal Fotos. Besuche sind natürlich schöner, aber auch sehr aufwändig und teuer. Der Gemeinde-

leiter der Sagarmatha-Gemeinde, Dr. Rokaya, ist ein nepalischer Menschenrechtsaktivist, der für sein Land viel unterwegs ist. Da kann dann schon mal ein Anruf vom Frankfurter Flughafen kommen und kurze Zeit später ist er bei uns in Bergkirchen zu Gast, auf der Durchreise nach Norwegen, USA oder Kanada ...



? Wen haben Sie in Nepal getroffen? Worum ging es bei Ihrem Besuch und in Ihren Gesprächen?

Wir haben viele nepalische Projekte besucht, die unter dem Dach der UMN arbeiten. Viele der ehemals von Ausländern geführten Entwicklungshilfeprojekte, wie Krankenhäuser, Gesundheitsstationen, Bildungseinrichtungen und bäuerliche Initiativen, sind in die Hände von Nepalischen übertragen worden

und in einem Prozess der Umstrukturierung. Die UMN begleitet und vernetzt die Arbeit der selbständig arbeitenden Initiativen.

? Was hat Sie persönlich am meisten überrascht?

Nepal ist demographisch ein sehr junges Land, und ich habe über die Menge der Schulkinder gestaunt, die teils lange Fußwege auf sich nehmen, um aus entlegenen Gebieten zur Schule zu kommen. Alle lernen englisch! Zugang zu Bildung ist der Schlüssel für persönliche Weiterentwicklung und wirtschaftlichen Fortschritt. Von dieser Lernbegeisterung und Zielstrebigkeit wünsche ich unseren Jugendlichen hier etwas mehr. Und die religiöse Durchdringung des gesellschaftlichen Lebens hat mich überrascht. Es gibt mehr religiöse Feiertage, (wegen der Vielzahl der Religionen) als Kalendertage und in manchen Stadtteilen mehr Tempel als Wohnhäuser.

? Wie schätzen Sie die Situation der Menschen dort ein? Wie die politische Situation?

Die Armut in Nepal hat mich erschüttert. In der Drei-Millionen-Hauptstadt sieht man die schmutzige Seite der Armut, wenn Menschen in Slums leben müssen und sich der Müll überall verteilt, das Wasser knapp ist, der Strom ausfällt und die Stadt unter einer Smogglocke hängt. Die traumhafte Kulisse des Himalaya ist nur zu erahnen. Auf dem Land ist das anders. Da haben wir gesehen, wie Menschen mit Fleiß und guter fachlicher Unterstützung durch Kooperativen zu größerer Selbständigkeit gelangen, z.B. Frauen, die mit Mikrokrediten eine Ziegenzucht aufbauen und damit das Familieneinkommen erhöhen. Jeder Quadratmeter fruchtbaren Landes wird genutzt. Aber in den entlegenen Regionen ist die Infrastruktur schlecht, Straßen unpassierbar, Schulen schwer erreichbar. Die Wunden des Bürgerkriegs sind noch

nicht verheilt, geschweige denn vernarbt. Streikandrohungen liegen lähmend über dem Land und erinnern an die Zeit der Kämpfe zwischen Armee und Maoisten. Bei den meisten Nepalis ist noch keine nennenswerte Besserung der Lebensverhältnisse seit Abschaffung der Monarchie eingetreten, und das drückt sich in Unruhen aus.

? Welche Eindrücke haben Sie aus Ihrer Partnergemeinde mitgenommen?

Auf sehr engem Raum feiert die Gemeinde fröhlich, bunt und lebendig evangelischen Gottesdienst, und sie wächst. Seit zehn Jahren gibt es Pläne und den Wunsch nach eigenen Räumlichkeiten. Doch die Mühlen in Nepal mahlen langsam. Ein Grundstück ist gefunden, aber noch nicht abbezahlt. Und dann fängt ja erst der Bau eines Gemeindezentrums an. Als Bergkirchner helfen wir finanziell mit. Für unsere kleine Gemeinde allein ist das Projekt eine Nummer zu groß, aber wir erhalten Hilfe aus anderen lippischen Gemeinden, wofür wir sehr dankbar sind, und es gibt noch weitere Unterstützer in anderen Ländern – so lernen wir in Netzwerken zu denken.

? Empfehlen Sie anderen Kirchengemeinden ähnliche Partnerschaften?

Unbedingt. Es ist spannend und weitet den Horizont. Es befreit uns aus unserem ängstlichen Kreisen nur um uns selbst und lässt dankbar werden für eigene Traditionen und neue Begegnungen. ■

INFO

Christen in Nepal

Seit rund drei Jahren ist Nepal ein säkularer Staat mit Religionsfreiheit. Die Anzahl der Christen wird auf zwei Prozent geschätzt – bei 28 Millionen Einwohnern. Organisiert sind die Christen in einer Vielzahl selbständiger Gemeinden und Kirchen aller Konfessionen. Im nationalen Christenrat versuchen sie, mit einer Stimme zu sprechen, um trotz der Minderheitensituation Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen zu nehmen.



Die Fragen stellte **Wolf-Dieter Schmelter**, Kurator der Gossner Mission und Sprecher des Lippischen Freundeskreises.

Wenn früh die Sonne über den Bergen aufgeht, ist das Team schon unterwegs. Ein Arzt, acht Mitarbeiter, fünf bis sechs Maultiere. Die Ausrüstung – Medikamente, Verbandzeug, medizinisches Gerät – ist wasserdicht verpackt. Wie viele Patienten wohl kommen werden? Keiner weiß es; jeder Tag ist anders in den nepalischen Bergen.

„Health Camps“ nennen sich die mobilen Kurzeinsätze, zu denen ein kleines Team des Missionshospitals Chaurjahari in regelmäßigen Abständen zu abgelegenen Dörfern in der Umgebung aufbricht. Bis zu zwölf Stunden Fußmarsch, zwei Tage vor Ort, wieder zwölf Stunden zurück: So sieht das Programm normalerweise aus.

Im vergangenen Jahr jedoch brach während der Monsunzeit in den entlegenen Bergregionen Westnepals eine schwere Choleraepidemie aus. Im Nachbardistrikt Jajarkot waren in kurzer

Zeit bereits über 200 Menschen gestorben. Staatliche Hilfe war nicht in Sicht.

Kurz entschlossen machte sich ein Team des Hospitals auf den Weg: Dieses Mal waren die Frauen und Männer vier Tage lang unterwegs, über Stock und Stein, bei heftigem Monsunregen, um die Menschen in der am stärksten betroffenen Region zu behandeln. „Damals hielt sich unser Team drei Wochen in den Bergen auf, besuchte mehrere Dörfer und konnte mehr als 2600 Patienten Hilfe zukommen lassen“, berichtet Ian Chadwell, zuständiger Mitarbeiter des Krankenhausträgers HDCS. „Die meisten Patienten waren schwerstdehydriert und wären ohne unseren Einsatz gestorben.“

Von Seiten der Regierung sei keinerlei Unterstützung gekommen, so dass das Engagement des kleinen Krankenhauses und seiner Mitarbeiter für die Menschen in der unwegsamen Gegend nicht nur ungemein wichtig, sondern lebensrettend sei.



Hilfe ist UNTER

Von Jutta Klimmt

Chaurjahari: Gesundheitseinsätze in den Bergen

Das sieht auch Dr. Elke Mascher so, die Filderstädter Ärztin, die zwei Mal im Auftrag der Gossner Mission mehrere Monate am Krankenhaus Chaurjahari tätig war und auch in diesem Sommer wieder dorthin aufbrechen wird. „Die mobilen Einsätze sind für die Helfer echte Knochenarbeit“, betont sie. „Zu Fuß marschieren sie in die Berge, arbeiten unermüdlich, schlafen auf dem Boden und ernähren sich von einer einzigen Linsen-Mahlzeit am Tag.“ Trotzdem seien alle sehr motiviert: „So soll die Zahl der ‚health camps‘ noch ausgeweitet werden!“

Denn in den abgelegenen Bergdörfern leben viele Menschen, die noch nie einen Arzt oder eine Krankenschwester zu Gesicht bekommen haben. Ihr Gesundheitsbewusstsein ist wenig ausgeprägt, und bei Unfällen oder ernstesten Krankheiten wenden sie sich an den traditionellen Heiler im Ort, bezahlen ihn in Form eines Huhns oder Schafs – ohne in vielen Fällen wirklich Hilfe zu



erfahren. Zwar mögen die Kräutertränke hier und da Linderung verschaffen, aber bei ernstesten Erkrankungen ist der Heiler machtlos. „Manchmal greifen die traditionellen Medizinmänner gar zu abstrusen Methoden – wenn sie etwa ein unterernährtes Kind in den Bauch einer toten Ziege legen“, erzählt Ian Chadwell.

Immer wieder muss daher Chaurjahari dort einspringen, wo der Heiler nicht mehr weiter weiß: bei Brandwunden, die sich entzündet haben; bei Knochenbrüchen, die falsch zusammen gewachsen sind, so dass der Patient nicht mehr laufen kann; bei offenen Wunden, die sich nicht mehr schließen wollen. Und immer wieder werden im allerletzten Moment junge Frauen ins Hospital gebracht, die Schwangerschaftsprobleme haben, Fehlgeburten und extrem hohen Blutverlust.

Ob Verletzungen, Brandwunden oder lebensbedrohliche Krankheiten: Das Chaurjahari-Team hilft.

Tagelang unterwegs; bei heftigem Monsunregen; über Stock und Stein – zu den Patienten.



Im „health camp“: Während ein Teil der Helfer Infusionen setzt und Verbände anlegt, unterrichten andere die Menschen in Hygiene- und Gesundheitsfragen.

Und trotzdem: Kaum einer in den Bergdörfern würde sich freiwillig – und rechtzeitig! – auf den Weg ins Hospital machen. „Zum einen befürchten die Menschen, eine Behandlung im Krankenhaus wäre unbezahlbar; zum anderen haben sie aufgrund ihres niedrigen Bildungsniveaus schlicht keinerlei Vorstellung, was im Hospital geleistet werden kann“, betont Chadwell. So gehört es auch zu den Aufgaben der Krankenteams, vor Ort Aufklärung und Gesundheitserziehung zu betreiben.

Steht ein mobiler Einsatz an, so wird dieser zunächst mit dem Dorfvorsteher abgesprochen. Er geht von Haus zu Haus, um den Bewohnern den Besuch

des Teams anzukündigen; außerdem wird die Information in den Schulen und über den lokalen Rundfunk verbreitet. Sind die Helfer dann eingetroffen, wird dies per Trommeln kundgetan und anschließend die Schule leer geräumt. Der nächste Tag beginnt mit einer Morgenandacht unter freiem Himmel, zu der alle Dorfbewohner eingeladen sind. Danach bilden sich schnell lange Schlangen vor der Tür. Und alle, die nicht in Behandlung müssen, vor allem aber die Kinder, sind zu Hygiene-Unterricht, Ernährungsvorträgen und Gesundheitserziehung gebeten. „Die Kinder in den Dörfern wissen nicht, wie wichtig es ist, vor dem Essen die Hände zu waschen, und die Frauen haben

noch nie von ausgewogener Ernährung gehört.“

Die Helfer, die stets auch versuchen, den traditionellen Heiler des Dorfes mit in die Arbeit einzubeziehen, hoffen, mit Unterricht und Einsatz vor Ort langsam aber stetig eine Bewusstseinsänderung bei den Menschen zu erreichen. „Indem wir zu ihnen in die Berge kommen, sehen sie, dass wir uns um sie kümmern und dass wir manchmal in scheinbar aussichtslosen Fällen noch helfen können“, sagt Chadwell. „Vielleicht kommen sie dann beim nächsten Mal von sich aus zu uns ins Hospital ...“

Übrigens ist die Behandlung vor Ort nicht umsonst – aber für die meisten erschwinglich. 50 Rupien, rund 5 Cent, lassen sich die Helfer von denen bezahlen, die nicht völlig mittellos sind. „So will das Hospital vermitteln, dass Gesundheit auch ihren Wert hat“, sagt Dr. Mascher. Den eingenommenen Gesamtbetrag erhält später die Gemeinde zurück: Sie nutzt das Geld, um etwa das Schuldach zu reparieren oder – wie im jüngsten Fall – eine im Monsun zerstörte Brücke.

So sind die „health camp“-Einsätze des Hospitals nur möglich, wenn sie durch Spenden finanziert werden. 1900 Euro kostet ein zweitägiger Einsatz durchschnittlich. Darin enthalten sind Medikamente, Sanitätsartikel, Transport und Verpflegung des Teams. Die Mitarbeiter erhalten für ihr Engagement keinerlei Zusatzvergütung. Die



INFO

Chaurjahari: Hilfe in den Bergen

1992 gegründet, gehört das Chaurjahari-Hospital seit sechs Jahren zu der christlichen nepalischen Trägergesellschaft „Human Development and Community Services“, kurz HDCS. Das Hospital liegt an der Grenze dreier Distrikte (Rukum, Jajarkot und Salyan) in einer sehr armen Bergregion, in der rund 160.000 Menschen weit verstreut in meist sehr abgelegenen kleinen Dörfern und Siedlungen leben. Die meisten ernähren sich von der Subsistenzwirtschaft; das durchschnittliche Einkommen liegt bei unter 120 Dollar im Jahr. Extreme Armut, Analphabetentum und schwierige klimatische Bedingungen gehen einher mit niedrigen Hygiene- und Sanitärstandards, mit mangelnden Kommunikationsmöglichkeiten und eingeschränktem Zugang zu sauberem Trinkwasser. Das Chaurjahari-Hospital ist die einzige Anlaufstation für alle gesundheitlichen Probleme der Menschen in drei Distrikten.

Gossner Mission hat zu Beginn des Jahres auf Bitte des Hospitals hin rund 8000 Euro für die Durchführung weiterer Gesundheitscamps an die nepalische Krankenträgergesellschaft HDCS überwiesen. So konnten bis zum Sommer 2010 neben den zwei bereits geplanten Camps vier weitere finanziert werden.

Möglich wurde die Unterstützung der „health camps“ durch das große Engagement unserer Spenderinnen und Spender, die ein großes Herz für Chaurjahari und die Menschen in Nepal haben. Und so soll die Hilfe für das kleine Hospital fortgesetzt werden. ■



Bitte beachten Sie auch unseren **Projektaufruf** auf der Rückseite.



Presse- und Öffentlichkeitsreferentin **Jutta Klimmt** ist seit Mai auch Nepalreferentin der Gossner Mission.



Leben in einer MONDLANDSC

Risiken und Nebenwirkungen von Entwicklung

Text und Fotos: Dr. Volker Waffenschmidt

Naluyanda – das Gossner-Projektgebiet mit dem klingenden Namen liegt nur wenige Kilometer von der Hauptstadt Lusaka entfernt. Ein Vorteil für die Entwicklung des Gebietes? Im Gegenteil.

Nach vielen Jahren zurück in Sambia. Bei der Passabfertigung am Flughafen ist noch alles wie immer: lange Schlangen, endloses Warten. Nicht anders als an jedem Flughafen dieser Welt. Dann aber geht die Fahrt in die Stadt: noch eine Schlange, eine Autoschlange.

Stau. Nicht anders als in jeder anderen Metropole dieser Welt, aber für den lange abwesend Gewesenen doch eine Überraschung. Lusaka ist zu manchen Stunden vollgestopft mit Autos. Und dann fällt auf, wie sich auch das Stadtbild gewandelt hat. Zwar ist die Skyline immer noch geprägt von den wenigen hohen Häusern in der Kairo-Road, Lusakas Hauptstraße, aber dazwischen hat sich doch vieles verändert. Vor allem die Einkaufszentren sind neu. Ein regelrechter Bau-Boom hat die





Dann geht es hinaus aufs Land. Naluyanda ist eines der Projektgebiete der Gossner Mission, nicht weit von der Hauptstadt entfernt, vielleicht 30 Kilometer, etwa so weit wie der Flughafen. Von einem erhöhten Standpunkt aus kann man die Stadt am Horizont erkennen. Und doch: Hier nun scheint die Zeit stehengeblieben zu sein. Autos? Die Straßen sind nur Sandwege, und jede Regenzeit zeichnet tiefe Furchen in den Sand. Und Häuser? Die meisten sind in der traditionellen Bauweise errichtet, aus Lehm und mit einem Grasdach versehen. Entwicklung scheint hauptsächlich in den Städten stattzufinden. Aber dann wird die Stadtnähe doch sichtbar. Auf einer der wenigen einigermaßen befahrbaren Straßen kommen uns Lastwagen entgegen. Lastwagen bedeuten Güterverkehr, Handel. Auch Entwicklung? Es lässt sich im Vorbeifahren nicht erkennen, was hier transportiert wird. Sand, so wird mir erklärt. Die

Kinder am „Brunnen“: Trotz der Stadtnähe scheint in mancherlei Beziehung das Leben in Naluyanda stehen geblieben zu sein.

CHAFT



Stadt ergriffen. An allen Ecken und Enden sprießen Häuser und neue Quartiere aus dem Boden.

Autos, Häuser, es ließen sich sicher noch weitere Anzeichen finden, die auf eine enorme Veränderung in Sambia hinweisen. Man kann nicht umhin zu sagen: Das ist Entwicklung. Vielleicht nicht immer so, wie man sie klassisch versteht: Ernährungssicherung, bessere Gesundheitsfürsorge, Bildung. Aber eine Entwicklung findet zweifellos statt. Und sollte nicht gleich verdächtig werden.



Lastwagen holen Sand aus dem breiten Tal des Naluyanda-Flusses. Natürlich, wer ein Haus baut, der braucht Sand, und wer viele Häuser baut, der braucht viel Sand.

Wir biegen ins Naluyanda-Tal ein und erleben eine böse Überraschung. Anstatt durch ein idyllisches weites Tal

Überall hat sich der Sandhunger der Hauptstadt in die Landschaft gefressen und große Narben hinterlassen.

fahren wir plötzlich durch eine Mondlandschaft. Das ganze Tal erscheint wie ein großer Tagebau. Überall hat sich der Sandhunger der Stadt in die Landschaft gefressen und seine großflächigen Narben hinterlassen. In der Regenzeit füllen sich die Gruben mit Wasser, Tümpel entstehen überall. Gute Entwicklungsbedingungen – für Moskitos. Und schlecht für spielende Kinder. Es sollen schon welche ertrunken sein.

Von einem geregelten Abbau kann keine Rede sein. Regeln zwar gibt es. Die erlassen die Bürgermeister, die hier „Headmen“ heißen und die gegen eine angemessene Gewinnbeteiligung alles regeln. Dass in der Folge auch fruchtbarer Boden verloren geht, dass es bei heftigen Regenfällen an den Kanten des Abbaus zu Abbrüchen und Erosion kommt, dass es nur eine Frage der Zeit ist, wann auch Häuser mit abrutschen – wir in Deutschland kennen das vielleicht noch von der Tragödie von Nachterstedt im Harz –, das wird billigend in Kauf genommen. Der schnelle Gewinn ist gefragt; der Raubbau an der Natur erscheint vielen nebensächlich. Es ist die Nähe zur Hauptstadt, die diese Ausbeutung so einfach und lukrativ macht. Was andernorts bei Exportrohstoffen multinationale Konzerne machen, das kann hier die einheimische Bauindustrie mindestens ebenso gut. Und es ist niemand da, der ihr in den Arm fallen könnte.

Das Beispiel soll nicht entmutigen. Es will nur den Blick schärfen für eine

Tatsache, die wir alle kennen, aber doch gerne aus den Augen verlieren. Nämlich wie nah Licht und Schatten bei jeglicher Entwicklung beieinander liegen. Das ist in Sambia nicht anders als in Deutschland. Gutes will man tun und fördern, aber „das Gute“ gibt es eben nicht. Immer ist mit Risiken und

Nebenwirkungen zu rechnen. Die Konsequenz kann natürlich nicht heißen, etwa keine Straßenbaupro-

jekte mehr zu initiieren aus Angst vor weiterer unerwünschter Kundschaft. Aber es gilt eben, gleichzeitig die Rahmenbedingungen zu schaffen, die der Willkür Maßstäbe zur Seite stellen.

Rahmenbedingungen heißt in diesem Fall, lokale Strukturen zu schaffen, die eine wirksame Kontrolle ausüben können. Mit dem Zusammenrücken der Märkte und deren Auswirkungen kommt dem, was man bei uns Zivilgesellschaft nennt, eine zunehmende Bedeutung zu. Presse, Öffentlichkeit, Bürgerengagement, Initiativen. Hier ist noch ein großes Entwicklungspotenzial in Sambia. Das von der Gossner Mission geförderte „Naluyanda Integrated Project“ kann ein Anfang sein. Es ist aber noch viel zu schwach. Vielleicht wird daher die Organisationsentwicklung, neben der traditionellen Armutsbekämpfung und den Bildungs- und Gesundheitsprojekten, eine wesentliche Zukunftsaufgabe für die Gossner Mission sein, um zivilgesellschaftliche Strukturen in Sambia zu stärken. ■



Dr. Volker Waffenschmidt
ist Mitarbeiter im
Sambia-Referat der
Gossner Mission.



Zukunft gestalten.

Nah dran.



Weltweites Engagement – Partnerschaft vor Ort

- » Mit der Entsendung unserer qualifizierten Fachkräfte möchten wir eine nachhaltige Entwicklung vor Ort fördern; vor allem auf den Gebieten der Armutsminderung, der Erhaltung natürlicher Lebensgrundlagen und der Etablierung demokratischer Strukturen. «

Fachkräfte für Afrika, Asien und Lateinamerika gesucht.

Der Deutsche Entwicklungsdienst (DED) vermittelt Fachkräfte als Entwicklungshelferinnen und -helfer in über 45 Länder. Unterstützen Sie uns dabei, die Lebensbedingungen der Menschen nachhaltig zu verbessern. Wir suchen für den zeitlich befristeten Einsatz vor Ort laufend fachlich qualifizierte Menschen aus den Bereichen

- Wirtschaft und Handel
- Sozial- und Gesundheitswesen, Bildung
- Verwaltung und Organisation
- Land-, Forst- und Wasserwirtschaft
- Handwerk und Technik

Interesse? Informieren Sie sich über offene Stellen und bewerben Sie sich direkt online unter: www.ded.de/stellenmarkt.

Für Berufsanfänger bietet der DED ein 13-monatiges Nachwuchsförderungsprogramm an: www.ded.de/nfp.

Qualifizierte Friedensfachkräfte setzen sich für zivile Konfliktbearbeitung, Friedensförderung und den Aufbau von Dialogstrukturen in Konfliktregionen ein. <http://zfd.ded.de>

Deutscher Entwicklungsdienst gGmbH
 Bewerberreferat | Tulpenfeld 7 | 53113 Bonn
www.ded.de | Kzf. 038



ded
 Deutscher
 Entwicklungsdienst

Wenn das Existenzminimum unterschritten wird

Hartz IV: Kritiker wenden sich gegen Sanktionen

Von Michael Sturm

Jeden Monat müssen zigtausende Erwerbslose mit Sanktionen rechnen, die ihre Existenz gefährden. Gegner fordern nun einen Sanktionsstopp.

Im Jahr 2008 wurden bundesweit mehr als 780.000 Sanktionen verhängt, weil Hartz-IV-Empfänger Forderungen der Job-Center nicht erfüllt hatten oder weil ihnen dies unterstellt wurde. Widersprüche dagegen hatten keine aufschiebende Wirkung, obwohl von den eingelegten Widersprüchen später 41 Prozent ganz oder teilweise erfolgreich

waren, von den eingereichten Klagen sogar 65 Prozent.

Im Februar hat das Bundesverfassungsgericht in einem Urteil einen „absoluten und unverfügbaren Anspruch“ sowohl auf die „physische Existenz“ des Menschen als auch auf „die Sicherung der Möglichkeit...zu einem Mindestmaß an Teilhabe am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben“ festgestellt.

Wenn die Hartz IV-Regelsätze das „menschenswürdige Existenzminimum“ der Erwerbslosen sichern sollen, dürfte dieser kleinste Wert eigentlich nicht unterschritten werden. Dies geschieht jedoch, so kritisieren die Gegner, in zunehmendem Maße durch Sanktionen. Sanktioniert wird nicht nur, wenn die Aufnahme einer angebotenen Arbeit verweigert wird, sondern etwa auch, wenn man zu spät zu einem Termin beim Amt erscheint. Es geht also nicht um Leistungsmissbrauch, sondern um Menschen, die auf die Hartz-IV-Zahlungen angewiesen sind und denen man ein Fehlverhalten vorwirft, etwa in Zusammenhang mit den Meldeterminen, mit der Anzahl der geschriebenen Bewerbungen oder ähnliches.

Die Sozialwissenschaftlerin Anne Ames hat im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung eine Untersuchung über Ursachen und Folgen von Sanktionen durchgeführt. Die Basis der Studie bilden Interviews mit 30 erwerbsfähigen Hilfebedürftigen, die von einer oder mehreren Sanktionen betroffen waren. Ames betont, wie bedeutsam die „je

INFO

Mögliche Sanktionen

Langzeitarbeitslosen kann das Arbeitslosengeld II (ALG II) ganz oder teilweise gestrichen werden, wenn sie ihre Mitwirkungspflichten verletzen. Arbeitslosen kann der Regelsatz von 359 Euro bei kleineren Versäumnissen um 10 Prozent gekürzt werden, etwa bei einem verpassten Termin im Job-Center, ansonsten um 30 Prozent etwa bei Ablehnung eines Jobangebots. Weitere „Pflichtverletzungen“ können einen Abzug von 60 Prozent, schließlich sogar die komplette Streichung der Unterstützung inklusive Unterkunftskosten zur Folge haben. Besonders drastische Maßnahmen sind für unter 25-Jährige vorgesehen: Ihnen soll bereits beim ersten Verstoß der gesamte Regelsatz gestrichen werden, beim zweiten auch die Miete.

individuellen und/oder situationsspezifischen Gegebenheiten“ sind, die zu der Sanktion führten, während es auf Seiten der Sachbearbeiter häufig zur Überforderung durch die an sie gerichteten politischen Erwartungen gekommen sei.

Dazu sollte man wissen, dass die Idee von Hartz IV ursprünglich davon ausging, für die schwierige Situation

am Arbeitsmarkt sei das Missverhältnis zwischen Arbeitsangeboten und Klienten verantwortlich, welches durch „passgenaue Angebote“ durch die Arbeitsagenturen zu beheben sei. Nach fünf Jahren Reform muss man davon ausgehen, dass es inzwischen an der „Passgenauigkeit“ zwischen Sachbearbeitern und Klienten mangelt und das Problem mehr

und mehr in eine Binnensicht verlagert wird, während der eigentliche Auftrag, die Integration Arbeitssuchender in den Arbeitsmarkt, mehr und mehr zurücktritt.

Anne Ames hat in ihrer Studie eine ganze Reihe von Ursachen und Folgen von Sanktionen ermittelt. Sie betreffen

- die Ansprüche an Arbeit und an die eigene Rolle als Arbeitende/-r,
- die Ablehnung bestimmter Inhalte der behördlichen Definitionen der Klientenrolle,
- fehlende Motivation zur Erfüllung der behördlichen Erwartungen,
- belastende und behindernde Lebensumstände,
- psychische Belastungen und Behinderungen der Handlungsfähigkeit.

Zu den „Ansprüchen an Arbeit“ schreibt Ames – um nur einen ihrer

Punkte aufzugreifen – das sanktioniertere Verhalten lasse sich in mindestens 14 Fällen auch oder ausschließlich darauf zurückführen, dass „arbeitsbezogene Motive“ vorhanden waren. Bei diesen habe es sich durchweg um solche gehandelt, „die Menschen üblicherweise an Arbeit richten. Denn Arbeit und Arbeitsverhältnisse bedeuten für die Arbeitenden eben weit mehr als die Sicherung der materiellen Existenzgrundlage“.

Arbeitnehmer (und also auch Erwerbslose) würden zurückschrecken vor besonders monotonen, ihre Fähigkeiten und Interessen nicht herausfordernden Arbeitsverhältnissen; vor Aufgaben, die ihre individuelle psychische Belastungsfähigkeit oder andere Kompetenzen überstiegen, vor fehlender Kollegialität; vor respektloser und herabwürdigender Behandlung durch Vorgesetzte; vor fehlender Kontinuität und Vorausschaubarkeit eines Arbeitsverhältnisses etc.

In der Öffentlichkeit, in Talk-Shows und manchen Medien sowie in den Statements vieler Verantwortlicher wird oftmals behauptet, irgendeine Arbeit zu haben sei besser, als überhaupt keine Arbeit zu

haben. Ames' Interviews zeigen jedoch, dass Menschen nicht bereit sind, ihren Anspruch auf Würde am Eingang der Job-Center abzugeben.

Gegner der Sanktionspraxis sind sich darin einig, dass angesichts der gegenwärtigen Zustände in den Job-Centern der Vollzug von Sanktionen sofort gestoppt werden müsse. Es sei dringend notwendig, die Missstände in den Job-Centern, die bislang in ihrem Ausmaß zu wenig bekannt seien, offen zu legen, für deren Beseitigung zu sorgen und den gegenwärtigen Sanktionsparagrafen grundlegend zu überdenken. Ein sofortiges Moratorium, ein Aussetzen des Sanktionsparagrafen, sei deshalb notwendig. ■

Die Gossner Mission ist Mitveranstalter der „**Berliner Armutskonferenz 2010**“, die am **Samstag, 19. Juni**, stattfinden wird unter dem Motto „Du sollst das Recht der Armen nicht beugen (2.Mose, 36,6).“ Hintergrund: 2010 ist das Europäische Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung.

 www.gossner-mission.de

 www.sanktionsmoratorium.de



Michael Sturm ist Referent der Gossner Mission für Gesellschaftsbezogene Dienste



**Im Vorsitz bestätigt:
Harald Lehmann im Gespräch**

Weil Menschen Hoffnung in uns setzen ...

Harald Lehmann, im Hauptberuf Leiter einer Evangelischen Gesamtschule in Gelsenkirchen, ist erneut zum Vorsitzenden der Gossner Mission gewählt worden. Was treibt einen vielbeschäftigten Schulleiter dazu, ein solch intensives und zeitraubendes Ehrenamt zu übernehmen? Wir haben nachgefragt.

? Herr Lehmann, Sie engagieren sich seit zahlreichen Jahren in der Gossner Mission. Wie ist die Verbindung entstanden?

In meinem früheren Beruf als Schulleiter der westfälischen Kirche habe ich 1981/82 ein Lehreraustauschprogramm mit dem sambischen Christenrat geplant und durchgeführt. Da lernte ich die Gossner Mission mit ihrem Engagement im Gwembe-Tal im Süden Sambias kennen und war beeindruckt. Aus diesem ersten Kontakt entstanden viele weitere Unternehmungen, und immer, wenn ich Sambia besucht habe, war der Kontakt zur Gossner Mission ein selbstverständlicher Bestandteil des Programms.

? Und trotzdem: Warum gilt Ihr Engagement ausgerechnet der Gossner Mission, dem unabhängigen kleinen Missionswerk mit Sitz in Berlin, weit weg von Ihrem Wohnort Bochum?

Die Evangelische Kirche von Westfalen hat als eine der unterstützenden Landeskirchen Sitz und Stimme im Kuratorium der Gossner Mission und hat mich 1995 erstmals als ihren Delegierten entsandt. Da gab es also, wenn Sie so wollen, anfangs den formalen Auftrag meiner Landeskirche. Aber natürlich trifft diese Antwort nicht den Kern Ihrer Frage. Man hätte mich ja in der Kirchenleitung nicht ausgewählt und ich hätte mich nicht darauf eingelassen, wenn nicht auch Lust und Liebe zur Gossner Mission eine Rolle gespielt hätten. Ich finde, dass der besondere Charme unseres vergleichsweise kleinen Werkes darin liegt, dass wir immer schon sehr überzeugend unsere Verantwortung sowohl in Deutschland als auch in der Welt gesehen und wahrgenommen haben. Wir können vielleicht auch deshalb neben den großen Missionsgesellschaften bestehen, weil unsere Unterstützer dies besonders honorieren. Und die Gossner Mission lebt – bei aller notwendigen Professionalität der Arbeit – mehr als vielleicht andere vom ehrenamtlichen Engagement sowohl in den Leitungsgremien als auch in den Regionen. Superintendent Kirschstein aus Ostfriesland, der im Herbst neu in unser Kuratorium gewählt wurde, hat in einer Andacht während der letzten Sitzung auf Matthäus 14 Bezug genommen, wo fünf Brote und zwei Fische die Basis dafür sind, dass viele satt werden. So ähnlich erlebe ich die Gossner Mission: Mit kleinem Etat leisten und erreichen wir unglaublich viel.

? Wie reagieren kirchenferne Menschen, wenn Sie ihnen von Ihrem Engagement erzählen?

Es gibt zwei typische Reaktionen, auf die unterschiedlich zu antworten

ist. Da sind die einen, die nicht ganz unberechtigt fragen, ob ich für dieses Amt denn neben meiner beruflichen Tätigkeit als Schulleiter einer im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehenden kirchlichen Reformschule überhaupt genügend Zeit aufbringen kann. Denen antworte ich, dass in unserer Zeit die Dimension des Ökumenischen Lernens, also verkürzt gesagt die Begegnung mit Menschen aus anderen Teilen der Welt, ein notwendiger Bestandteil jeder Bildungsarbeit sein muss und von daher zu meiner Arbeit gut passt. Wir bemühen uns in Gelsenkirchen deshalb momentan auch um die Partnerschaft mit einer kirchlichen Schule in Sambia. Andere Menschen stoßen sich gelegentlich schon am Wort Mission in unserem Namen. Mit denen komme ich gern ins Gespräch.

? Können Sie – in Kürze – erläutern, was Mission heute für Sie bedeutet?

Das unterscheidet sich eigentlich nicht von dem, was Mission, wenn sie denn glaubwürdig war, immer schon bedeu-

STECKBRIEF

Harald Lehmann

Harald Lehmann, geboren 1949 in der Prignitz (Brandenburg), heute wohnhaft in Bochum, studierte Germanistik und Theologie, wechselte früh aus dem Schuldienst in den kirchlichen Dienst und wurde mit 29 Jahren Schulreferent der Ev. Kirche von Westfalen und später Dozent am Pädagogischen Institut dieser Landeskirche. Seit 2002 ist er Direktor der Evangelischen Gesamtschule Gelsenkirchen-Bismarck. 2006 wählte ihn das Gossner-Kuratorium zum Vorsitzenden. Im März 2010 wurde Harald Lehmann vom neu konstituierten Kuratorium in diesem (Ehren-) Amt bestätigt.

tet hat. „Ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben“, sagt Paulus im Römerbrief (1,16). Eine Kraft, die selig macht – damit war nie nur die billige Vertröstung aufs Jenseits gemeint, die man dem Christentum gern vorgeworfen hat. Das war zu allen Zeiten jene Kraft, die die Ohnmächtigen aufrichtete und den Schwachen das Rückgrat stärkte. Die den Menschen ihre Würde gab auch dann, wenn die Lebensumstände menschenunwürdig waren. Das missionarische Handeln der Gossner Mission war von Anfang an von besonderer Glaubwürdigkeit geprägt. Handwerker, die sich auf den Weg machten und bei den Ärmsten der Armen landeten, ihr Leben teilten und sich für deren Rechte einsetzten – damit fing alles an. Was sie mitbrachten, war immer ein doppeltes Engagement: Dem unter Unrecht und materieller Not oder Krankheit leidenden Menschen sollte nach Möglichkeit Gerechtigkeit, Lebensunterhalt und Heilung zuteil werden. Und zugleich sollte die frohe Botschaft von der grenzenlosen Liebe Gottes ihn befreien von einer Haltung, die das eigentliche Heil erst gekommen sah, wenn die Lebensumstände leidlich komfortabel waren. „Würdenträger“ – so haben wir eine sehr gelungene Bilderstrecke vor einiger Zeit überscriben und damit für unsere Arbeit geworben. Sie zeigt Menschen aus Afrika und Asien, die auf ihre gerechte Teilhabe an den Gütern dieser Welt vermutlich noch warten und dennoch nach christlichem Zeugnis zugleich uneingeschränkt um ihre Würde – Menschenwürde – wissen und daraus Kraft schöpfen.

? Warum bleibt die Arbeit der Gossner Mission auch weiterhin wichtig?

Harald Lehmann: Weil Menschen Hoffnung in uns setzen und von uns etwas erwarten: die Christen der Gossner Kirche in Indien ebenso wie die Part-

INFO

Kuratorium

Das Leitungsgremium der Gossner Mission ist das 32-köpfige Kuratorium, das sich alle sechs Jahre neu konstituiert. Ehrenamtlich engagieren sich hier gewählte Mitglieder ebenso wie Delegierte der unterstützenden Landeskirchen. Das Kuratorium wählt aus seiner Mitte den/die Vorsitzende(n) sowie den Verwaltungsausschuss (VA). In der konstituierenden Sitzung im März wurden gewählt: **Harald Lehmann** zum Vorsitzenden und **Hanna Töpfer**, Mitarbeiterin der Berliner Domkantorei, zu seiner Stellvertreterin, sowie in den VA: **Christine Busch**, Landeskirchenrätin der Ev. Kirche im Rheinland, **Jutta Jekel**, Pfarrerin aus Wiesbaden, **Oda-Gebbine Holze-Stäblein**, Landessuperintendentin i.R. aus Hannover, und **Uwe Wiemann**, Pfarrer aus Bad Salzuflen (Lippe). Zudem gehört der Direktor des Werkes, **Dr. Ulrich Schöntube**, dem VA an.

ner in unseren Projekten in Sambia und Nepal. Und auch in Deutschland wird unsere Stimme gehört, und unser Name hat einen guten Klang. Die Gossner Mission steht seit mehr als 170 Jahren an der Seite der Ausgegrenzten und Armen. So lange es die gibt und so lange wir für sie ein Hoffnungszeichen sind, sollte es uns auch geben. ■

Mit Harald Lehmann sprach **Jutta Klimmt**, Presse- und Öffentlichkeitsreferentin der Gossner Mission.

— GLÜCKWUNSCH 1

Sein Herz schlägt für Indien

Mit der Gossner Mission verbindet ihn weit mehr als bloße Zuneigung: Klaus Roeber, der am 18. April seinen 70. Geburtstag feierte, ist auch „familiär“ mit der Gossner Mission verbunden – als Nachfahre der Missionare Alfred Nottrott und Paul Gerhard, die beide in Indien im Einsatz waren. Kein Wunder also, dass das Herz des Theologen vor allem für die Indien-Arbeit schlägt! **Dr. Klaus Roeber** ist als Kurator Mitglied des Indien-Ausschusses der Gossner Mission, er ist Vorsitzender des Indien-Arbeitskreises der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), und er koordiniert und begleitet mit Begeisterung die Besuchsprogramme indischer Gäste in Berlin und Brandenburg und darüber hinaus. Seinen 70. Geburtstag beging er – ganz traditionsbewusst, schließlich ist er auch Beauftragter des Projektes „Gossner-Erbe“ – mit einem Empfang in der Berliner Elisabeth Klinik, die 1837 von Missionsvater Goßner gegründet wurde. Und es kamen u.a. Weggefährten aus Pfarrdienst und Ökumenisch-Missionarischem Zentrum, von der Humboldt-Universität und dem Evangelischen Missionswerk Hamburg, von der EKBO und der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte ... Und natürlich auch von der Gossner Mission.



— ABSCHIED

Schlusspunkt für Tsunami-Hilfe

Nityanand Naik, Koordinator der Gossner-Hilfsaktionen auf der Inselgruppe Andamanen/Nikobaren, hat seine Tätigkeit nach gut fünf Jahren beendet. Naik war nach dem Tsunami im Dezember 2004 von der Gossner Mission gebeten worden, Katastrophenhilfe und Wiederaufbau auf den betroffenen Inseln zu leiten, so dass sich aus einem zunächst nur kurzen Engagement eine mehrjährige Verpflichtung entwickelte. Damals waren rund **98.000 Euro an Spenden** zusammen gekommen.



— GLÜCKWUNSCH 2

Dritter Einsatz in Chaurjahari

Es war ihr Jugendtraum – und dennoch hätte sich **Dr. Elke Mascher** vor wenigen Jahren sicherlich kaum vorstellen können, dass sich ihr Ruhestand so „unruhig“ entwickeln würde ... Über eine Freundin, die frühere Gossner-Mitarbeiterin Dorothea Friederici, lernte Dr. Mascher die Gossner Mission und deren Arbeit in Nepal kennen. Und so entstand die Verbindung zum Missionshospital Chaurjahari, die nach zwei Jahren bereits ein fester Bestandteil der Gossnerschen Nepal-Beziehungen ist. Zu verdanken ist das allein der Filderstädter Ärztin, die schon auf zwei Einsätze in dem kleinen Hospital zurückblicken kann und einen dritten in diesem Jahr plant. „Das Krankenhaus leistet eine solch wertvolle und wichtige Arbeit für die Menschen in den Bergen, dass ich sehr froh und dankbar bin, dort mittun zu können“, betont Frau Dr. Mascher. Im Februar hat sie ihren 70. Geburtstag gefeiert und ihre Gäste statt eines Geschenks um eine Spende gebeten. Natürlich für Chaurjahari!



— NACH REDAKTIONSSCHLUSS

Besuch begann mit Bischofstermin

Zwei Wochen lang hielt sich **Crispin Mbalazi**, Generalsekretär der Vereinigten Kirche von Sambia (UCZ) auf Einladung der Gossner Mission in Deutschland auf. Gleich nach seiner Ankunft traf Mbalazi mit dem Bischof der Berlin-Brandenburger Kirche, Dr. Markus Dröge (Foto: links), zusammen.



Bei dem Gespräch wurde Mbalazi von Gossner-Direktor Dr. Ulrich Schöntube (rechts) und Sambia-Referatsmitarbeiter Dr. Volker Waffenschmidt begleitet. Schwerpunkt seines Deutschlandbesuchs war der Austausch mit Kirchengemeinden und Einrichtungen, die Projekte in Sambia, bzw. Programme der UCZ unterstützen und mit der Gossner Mission zusammenarbeiten. So reiste der Generalsekretär von Berlin nach Bochum und Dortmund weiter.



— REZEPT

Fingerfood

Täglich beim Essen zu Messer und Gabel greifen? Wer macht denn so was?! Jedenfalls – weltweit gesehen – nur eine Minderheit: Schätzungsweise 900 Millionen Menschen essen mit „Besteck“, 1,2 Milliarden mit Stäbchen und 4,2 Milliarden Menschen essen mit den Fingern. In den ländlichen Regionen Indiens ist es gar in Mensa und Kantine üblich, mit Fingern und von Blatt-Tellern zu essen (Foto).

„Fingerfood“ jedenfalls ist auch hierzulande „in“. Meist aber handelt es sich bei uns um winzige Häppchen, die man sich gerne im Gehen und Stehen, zwischen Tür und Angel, zwischen die Zähne schiebt. Ob nun Tapas oder Sushi, Canapes oder Gemüse-Dips, Fleischspießchen oder belegte Brötchen...

Viele Menschen in Asien und Afrika aber haben das bestecklose Essen kultiviert. Die linke Hand gilt als unrein und darf keine Speisen berühren; vor und nach dem Essen wäscht man sich die Hände, und in Indien etwa achtet man auch darauf, dass die Handfläche sauber bleibt und die Speisen nur zwischen Daumen und den beiden



ersten Fingern gehalten wird. Wahrlich nicht leicht für Gäste aus Europa! Es ist eine Kunst, Reis mit drei Fingern zu Bällchen zu formen, in Gemüse oder Sauce zu wälzen und dann in den Mund zu befördern – und dabei immer schön sauber und adrett zu bleiben ... Versuchen Sie's doch auch mal. Wir haben ein leckeres Rezept von den Sherpas aus Nepal für Sie rausgesucht und wünschen Guten Appetit!



Momos mit Spinat-Füllung

Zutaten:

500 g Mehl
1 TL Salz, 2 EL Öl
Wasser (ca. 170-200 ml)

750 g frischer Spinat
(oder TK-Spinat: diesen auftauen
und gut ausdrücken)
1 fein geh. große Zwiebel
1/4 Tl. Pfeffer, 3 fein geh. Knob-
lauchzehen
1 kl. Stück fein geh. Ingwer
5 Schalotten in feine Streifen
geschnitten
1 getr. Chilischote mahlen

500 g Tibetischer Käse (ersatz-
weise Feta oder Mozzarella)
Salz zum Abschmecken und
Chinakohl zum Auslegen

75 g Koriandergrün, von den
harten Stängeln befreit
2 Knoblauchzehen
2-3 EL Kokosflocken
1-2 grüne Chilischoten
(die Samen entfernen, sonst
wird's zu scharf)
2 EL Zitronensaft
Zucker und Salz zum
Abschmecken

Zubereitung:

Mehl und Salz in einer Schüssel mischen, Öl zufügen und nach und nach das Wasser hinzugießen. Zu einem geschmeidigen Teig verkneten (kann 5 bis 10 min. dauern). In Plastikfolie etwa 1 Stunde ruhen lassen.

Spinat kurz blanchieren und hacken. Im Sieb abtropfen lassen. Zwiebel, Knoblauch, Ingwer, Pfeffer und Chili in Öl scharf anbraten. Käse unterrühren und ebenso anbraten. Spinat und Zwiebel-Käsemischung verrühren.

Teig in Stücke schneiden, sehr dünn ausrollen und Kreise ausstechen (ca. 10 cm). 1 gehäuften EL Füllung in die Mitte platzieren. Den Teigkreis seitlich verschließen oder oben zusammendrehen.

Einen Topf mit Wasser zum Kochen bringen. Bambusdämpfeinsatz hinein setzen (oder metallenen Einsatz nehmen). Diesen mit Chinakohlblättern auslegen. Die Momos so hinein geben, dass sie sich nicht berühren. Mit einem Deckel verschließen und ca. 10 Minuten dämpfen.

Für den Korianderdip Koriandergrün hacken und mit anderen Zutaten im Mixer zu einer Paste verarbeiten. Andere Dips, etwa Sojasoße, passen auch. Oder bereiten Sie doch mal eine Schweinefleischfüllung (mit Schweinehack, Ingwer, Sojasauce und Kreuzkümmel) zu.

IMPRESSUM

Die Zeitschrift »Gossner Info« erscheint viermal pro Jahr. Auflage: 7100 Exemplare.

Redaktion:

Jutta Klimmt
Layout: Jutta Klimmt,
Henrik Weinhold
Satz:
Henrik Weinhold
www.webundprint.com

Druck:

Bonifatius-Druckerei
33042 Paderborn
Herausgeber:
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin
Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50
Fax: (0 30) 2 43 44 57 52
e-mail:
mail@gossner-mission.de
Internet:
www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)
BLZ 210 602 37, Konto 139 300

Titelbild:

Eine Patientin
wird von ihrem
Mann in ei-
ner Rückenkie-
pe ins Hospi-
tal Chaurjahari
gebracht. Mehr
zur Arbeit des
Missionshospitals: Seite 16



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten
Wäldern, kontrollierten Herkünften und
Recyclingholz oder -fasern
www.fsc.org Cert. Nr. IMO-COC-027574
© 1996 Forest Stewardship Council

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin



Motorroller statt Kiepe!

Tagelang mit dem Maultier über Stock und Stein: Die Mitarbeitenden im Hospital Chaurjahari nehmen manches auf sich, um den Menschen in den Bergen Hilfe zu bringen. Für die „kurzen Wege“ in die Dörfer der Umgebung aber hoffen Helfer und Patienten nun auf eine Erleichterung: Nachdem die Zufahrtsstraße zum Hospital ausgebaut wurde, will das Management gerne einen Motorroller anschaffen, damit solch kürzere Strecken im Notfall schneller überbrückt werden können. Außerdem soll die Vorsorge-Arbeit – Hygiene-Unterricht in den Schulen, Trainings mit den Frauengruppen – stärker ausgebaut werden, um Krankheiten vorzubeugen. Auch hier könnte ein Motorroller eine große Unterstützung darstellen.

Ein Motorroller kostet in Nepal 2000 Dollar. Bitte helfen Sie mit!

Unser Spendenkonto:
Gossner Mission, EDG Kiel
BLZ 210 602 37, Konto 139 300.
Kennwort: Missionshospital - Motorroller

Projekt